

neralem Charakter bezeichnet wird („lieu de pratiques culturelles à caractère funéraire“). Hier hätte die Definition der verwendeten Begriffe zu Beginn der Arbeit Abhilfe schaffen können. Leider erfolgte dies erst im 3. Kapitel des 3. Teils. Eine Gegenüberstellung der Befunde in französischer und deutscher Sprache, deren Definition sowie Interpretation für die gallischen und germanischen Provinzen wäre hier sehr wünschenswert gewesen. Eine Schwäche der Arbeit ist der fast schon kategorische Ausschluss der Gräberfelder von *vici/agglomérations secondaires*, die zudem falsch mit dem Adjektiv „urbaine“ beschrieben werden (S. 188: Wederath; S. 193: Thérouranne). Aus Sicht des Rezensenten ist eine überregionale Analyse von Grabsitten ohne diese Nekropolen nicht möglich, da dort ein Großteil der Bevölkerung bestattet wurde. Zudem stellt sich die Frage, welche wissenschaftlichen Argumente gegen das Einbeziehen dieser Gräberfelder in eine solche Analyse sprechen.

Dennoch ist die vorliegende Arbeit wegweisend für zukünftige Studien, die ebenfalls einen Schwerpunkt auf die Analyse der Befunde in nächster Nähe zu den Gräbern legen sollen, da die Verfasserin überzeugend darlegt, welches Potenzial in den „Nichtgräbern“ steckt und wie diese Auswertungsergebnisse die traditionelle Analyse der Gräber ergänzen. Hier sind die Ergebnisse zum gezielten Einfüllen der kalzinierten Knochen in die Urne zu nennen. Die Studie zeigt aber auch, dass die drei im Detail ausgewerteten Nekropolen aufgrund der differierenden Grabungstechnik nur bedingt mit den übrigen Gräberfeldern zu vergleichen sind. Sie

Ingrid Tamerl, **Das Holzfass in der römischen Antike** (Studien Verlag, Innsbruck 2010), 202 S., 12 Abb., 5 Tab. ISBN 978-3-7065-4816-8. Broschiert, € 29,90.

Die vorliegende Publikation von Ingrid Tamerl ist die leicht überarbeitete Version ihrer an der Universität Innsbruck 2008 verfassten Diplomarbeit. Als Forschungsgegenstand suchte sich die junge österreichische Archäologin ein offenbar wenig attraktives und wohl deshalb auch nur selten untersuchtes Objekt – nämlich das Holzfass – aus. Sie verstand es, über mehrere Wege Zugang zu diesem Fundgegenstand zu finden, die dann zum Resultat geführt haben. Durch ihre Kompetenzen im Bereich der Provinzialrömischen und der Klassischen Archäologie sowie durch die Berücksichtigung naturwissenschaftlicher Analyseergebnisse der Dendrochronologie bzw. der Holzartbestimmung weist das Buch multidisziplinäre Züge auf.

Das Neumagener Moselschiff auf dem weinroten Cover lässt zwar optisch einen Bezug zu Trier bzw. dem

sind ein Appell, den Standard bei Grabungen und Auswertung von Brandgräberfeldern in Zukunft im Hinblick auf die hier gestellten Fragen anzupassen. Zudem findet der Leser im Gräberfeldkatalog entlegene oder unpublizierte Befunde.

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass Marie-José Ancel mit der vorliegenden Arbeit einen wichtigen Beitrag für die Gräberfeldforschung in der Provinz *Gallia Belgica* im Hinblick auf neue, zukunftsweisende Auswertungsaspekte und Fragestellungen geliefert hat.

Peter Henrich, Köln

Literatur

Abegg-Wigg 2008

A. Abegg-Wigg, Die Aschengruben im Kontext der provincialrömischen Bestattungszereemonien. In: *Pour une archéologie du rite. Nouvelles perspectives de l'archéologie funéraire*. Ed. par J. Scheid. Collection de l'Ecole Française de Rome 407 (Rom 2008) 249-257.

Bernhard 1976

H. Bernhard, Beiträge zur römischen Besiedlung im Hinterland von Speyer. Mitteilungen des Historischen Vereins der Pfalz 73, 1976, 37-165.

Fasold u. a. 1998

Bestattungssitte und kulturelle Identität. Hrsg. von Peter Fasold u. a. Xantener Berichte 7 (Köln 1998).

Struck 1993

Römerzeitliche Gräber als Quellen zu Religion, Bevölkerungsstruktur und Sozialgeschichte. Hrsg. von M. Struck. Archäologische Schriften des Instituts für Vor- und Frühgeschichte der Johannes-Gutenberg-Universität Mainz 3 (Mainz 1993).

Moselland vermuten, jedoch beschränkt sich die Hinwendung zu diesem Raum auf einige wenige Hinweise. Einen Schwerpunkt der Arbeit bilden die Fassfunde aus Raetien, und deshalb umschrieb der ursprüngliche Titel der Diplomarbeit „Das Holzfass in der römischen Antike mit einer Studie zu Fassfunden in Raetien“ den Inhalt des Werkes wesentlich treffender.

Bereits die der Danksagung folgende Einleitung spiegelt die Intention der Autorin wider: In ihrem Werk sollen sämtliche zur Verfügung stehenden Quellen, ob schriftliche Überlieferungen oder bildliche Darstellungen bzw. archäologische Zeugnisse, miteinander vernetzt werden (S. 12; 18; 84).

Der aus fünf Kapiteln bestehende Textteil (Antike Holzfässer; Das Küferhandwerk – ein jahrhundertealtes Wissen; Römische Fassfunde im Imperium; Gefäße und Öllampen in Fassform und Fassdarstellungen) umfasst gut 80 Seiten. Auf diesen folgt nach der Zusammenfassung ein 88-seitiger Anhang, der fünf Tabellen enthält (1. Fundorte von Fässern; 2. Vergleichende Übersicht

über Fass-Fundorte; 3. Inschriften auf Fässern; 4. Fundorte mit Fassdarstellungen; 5. Alphabetische Fundortliste). Diese Tabellen bilden ein gelungenes Hilfsmittel anstelle eines Kataloges. Anschließend reihen sich der Literatur- und der Bildnachweis sowie die Anschriften von Fachbehörden und Wissenschaftlern ein. Am Schluss sind die Anmerkungen zu finden. Diese Positionierung führt beim Lesen zum Rück- und Vorblättern, was nach Meinung der Rezensentin für den Lesefluss nicht förderlich ist.

Zu Beginn des Textteils wird das Fass in sein antikes Umfeld eingebettet betrachtet.

An dieser Stelle darf der Name Diogenes – der wohl in einem Vorratsgefäß aus gebranntem Ton (Pithos) hauste – ebenso wenig fehlen, wie der Vergleich zwischen Holzfass und Amphora. Argumentiert wird hierbei mit Fassungsvermögen, Gewicht und Handhabung, die alle zu Gunsten des Holzfasses ausfallen.

Des Weiteren findet neben der Behandlung der Terminologie (*cupa*; *cuparius*) auch die Auswertung der Schriftquellen statt. Antike Autoren bezeugen bemerkenswerterweise eine außergewöhnliche Nutzung von Fässern, etwa als Waffe oder Schwimmkörper usw. (S. 14; 16). Allerdings dürfte eine alltägliche Verwendung, die sich hauptsächlich auf Lebensmitteltransport bzw. -aufbewahrung und – wie Weinsteinfunde auf Holzdauben eindeutig belegen – auf die Lagerung von Wein erstreckte (S. 19), in der Praxis eher überwiegen.

Thematisiert werden im Buch darüber hinaus nicht nur die Fasslänge (Höhe: 31-216 cm), sondern auch die möglichen Antworten auf eine der wichtigsten Fragen der Publikation: „Wer hat's erfunden?“. Mehrfach zitiert Tamerl diesbezüglich Plinius (*Naturalis historia* XIV), dem zufolge im Gebiet der Alpen Holzfässer als Weinbehälter Verwendung fanden (S. 17; 23). Zu Recht weist sie darauf hin, dass das besagte Zitat, im Gegensatz zu den gängigen Fehlinterpretationen, nichts über die Urheber dieses Daubengefäßes verrät.

Ob die Schöpfer Etrusker, Kelten (Gallier) oder Raeter (oder vielleicht doch die Boier?) waren, muss ungeklärt bleiben – konstatiert Tamerl in der Zusammenfassung (S. 83). Fest steht nur, dass Fässer bereits in vorrömischer Zeit in Gebrauch waren, wie dies z. B. Funde aus dem spätkeltischen Oppidum von Manching eindeutig beweisen (S. 24). Gerne hätte die Rezensentin an dieser Stelle eine ausführlichere Diskussion gelesen. Denn der in der Alpengegend konsumierte Wein ist zweifelsohne in südlicheren Gebieten produziert worden. Wie hat dieser Wein nun diese Region erreicht? In Amphoren, in Holzfässern oder in Schläuchen abgefüllt? Fanden vielleicht irgendwo Umfüllaktionen statt? Wie waren die vorangegangenen Trinkgewohnheiten bzw. die Trinkvorliebe(n) der Einheimischen? Welche Vorratsbehälter verwendeten sie?

Im folgenden Kapitel rückt erneut die Terminologie in den Vordergrund, diesmal im Zusammenhang mit dem Küferhandwerk und dem Holzfass selbst. So erfuhr der Gegenstand der Publikation eine formale Abgrenzung gegenüber anderen Holzgefäßen wie Eimer, Bottich, Tonne oder Zuber usw. Vorgestellt werden ferner auch die meistverwendeten Holzarten, u. a. Tanne und Fichte (S. 32; 83).

Um dem Leser das Holzfass als Forschungsgegenstand näher zu bringen, macht ihn die Autorin mit dem Herstellungsprozess sowie mit den dabei verwendeten Werkzeugen vertraut. Sie wählt eine innovative Vorgehensweise, indem sie einen in ihrer österreichischen Heimat Tirol ansässigen Fassbinder, Josef Praxmarer, aufsucht und ihn über seine Arbeit befragt (S. 24; 27-30). Dieser auf Tamerls persönlicher Erfahrung basierende Bericht zeugt von ihrem Engagement bei der Recherche. Leider verzichtet sie darauf, die beschriebenen Vorgänge gänzlich mit Fotos zu dokumentieren und so entgegen der kulturanthropologischen Forschung wertvolle Quellen. Des Weiteren lässt ihre Beschreibung manche Fragen offen, beispielsweise wie und wo die 6-8 m hohen Türme der frisch gespalteten Dauben jahrelang getrocknet werden konnten (S. 28). Die Zeichnungen 1a und 1b (S. 25) mit den Fachtermini der Fässer sind freilich sehr informativ, jedoch ist aus ihnen nicht ersichtlich, dass die Dauben nicht nur der Länge nach gebogen werden, sondern sich auch über eine Querachse krümmen müssen. Angedeutet wird dies lediglich indirekt auf S. 28 (Abb. 4). Abhilfe hätte hier eine Aufsichtzeichnung verschafft. Unklar bleibt außerdem, ob die mit Bast- oder Hanfschnur verschlossenen Holzreifen (sog. Reifenschlösser) aus Hasel-, Esche- oder Eichenzweigen auf den Fässern immer mehrfach übereinander (oder mehrfach nebeneinander?) aufgelegt werden oder nur gelegentlich? Auch die Benennung der Reifen ist etwas problematisch: Auf der Abbildung nennt die Autorin nur Kopf- und Bauchreifen, im Text erwähnt sie dagegen Haupt-, Zwingel-, Hals- und Bauchreifen (S. 29). Sie postuliert darüber hinaus im Zusammenhang mit der Bereifung, dass Eisenreifen während der Antike nur bei kleinen Fässern bzw. Eimern üblich waren (S. 27). Solche fassförmigen Schöpfgefäße z. B. aus dem Brunnen der Saalburg (S. 35) bezeichnet sie als „Zwischending“. Derartige Fundstücke indes sind weitaus häufiger als Tamerl vermutet. Bei Brunnengrabungen auf römischen Fundplätzen in der Rheinischen Lössbörde werden regelmäßig solche als Eimer verwendeten Fässer geborgen (Heimberg 2011, 71 Abb. 51. – Zu Eimern: Kaszab-Olschewski 2012).

Das dritte Kapitel widmet sich den Fässern als Gegenstand der archäologischen Forschung. Dieser Abschnitt enthält unterschiedlich gewichtete Bestandteile wie

Forschungsgeschichte, Verbreitung, Produktion und Beschriftung der Fässer sowie die Beschreibung der exemplarisch behandelten raetischen Fundstücke.

Die Vorlage der Forschungsgeschichte beginnt mit dem 1959er Aufsatz von G. Ulbert. Die nachfolgenden Veröffentlichungen, u. a. von G. Baratta oder A. Desbat, sowie zuletzt die monographische Darstellung von É. Malière (2002) erfuhren durch Tamerl eine Bewertung und werden nötigenfalls korrigiert bzw. ergänzt.

Die Erstellung einer aktualisierten Verbreitungskarte (Abb. 5) durch die Autorin ist einwandfrei gelungen. Sie weist bei der Gelegenheit darauf hin, dass dieses Verteilungsbild durch die Erhaltungsbedingungen verfälscht sein kann. Sie vermutet, dass die Fundüberlieferung durch die Bodenfeuchtigkeit des nördlichen Klimas begünstigt wird (S. 11; 85). Hierbei berücksichtigt sie jedoch nicht, dass trockenes Klima für die Erhaltung von Holzgegenständen ebenso von Vorteil ist. Die bislang nicht nachweisbaren römischen Holzfässer in Nordafrika oder in Südosteuropa können also nicht mit ungünstigen klimatischen Bedingungen erklärt werden. Nach einer Darstellung aus Karthago zu urteilen (S. 63-64), waren Fässer in Nordafrika offenbar nicht unbekannt. Aber vielleicht waren sie unbeliebt oder einfach zu teuer? Herrschte dort etwa Holzarmut? (Im Hinblick auf die meistverwendeten Holzarten wie Tanne und Fichte mit Sicherheit.) In Zusammenhang mit der Verbreitung wies die Autorin bereits im vorherigen Kapitel darauf hin, dass Amphoren im zirkummediterranen Raum beim Transport und bei der Aufbewahrung eine Vorrangstellung innehatten und diese auch beibehielten (S. 20). Wenn man bei der Kartierung ferner auch beachtet, dass beispielsweise ein Teil der ungarischen Fundstücke (S. 35-36) erst vor Kurzem durch Neubaumaßnahmen entdeckt worden ist, kann die Funddichte auch ein Abbild des Forschungsstandes sein.

Dass Holzfässer auch als Schriftträger fungieren konnten, erfährt der Leser im folgenden Abschnitt (S. 40-43). Akribisch sammelte die Bearbeiterin nicht nur die Schriftzeugnisse in einer Tabelle (Tab. 3 im Anhang), sondern sie unterschied diese sowohl nach den Mitteln der Anbringung wie Brandstempel, Pinselinschrift, Ritzinschrift oder Schlagstempel als auch nach dem Zweck der Markierung. Eine ihrer Interpretationen bedarf allerdings der Korrektur: Auf einem im Ménföcsanak-Einkaufszentrum (H) entdeckten Fass war der Adressat wie folgt angegeben: IMMVNE IN R VAL LEG I AD. Diese *legio I Adiutrix* war nicht, wie Tamerl angibt (S. 42), in Aquincum (Budapest, H), sondern in Brigetio (Komárom, H) stationiert (in Aquincum war die *legio II Adiutrix* zu Hause). Irrtümlich ist ihre Formulierung ebenda, dass Aquincum in der Nähe von Budapest liegt, denn die antike Colonia befindet sich seit 1873,

seit deren offizieller Gründung, innerhalb des Territoriums der ungarischen Hauptstadt.

Die Präsentation der archäologischen Überlieferung erfolgt anhand der raetischen Fassfunde, wobei jeder Fundbesprechung eine kurze Ortsbeschreibung vorangestellt ist (S. 43-59). Unter den vorgestellten Plätzen sind sowohl militärische als auch zivile Siedlungen vertreten: Regensburg-Kumpfmühl, Rißtissen, Kempten, Augsburg, Aislingen, Oettingen in Bayern, Gablingen, Regensburg-Burgweinting und Pförring. Als Neufund fand noch Munningen kurz Erwähnung. Die Autorin konstatiert hierbei eine auffällige Diskrepanz zwischen der durch Reliefdarstellungen postulierten Nutzung von Holzfässern und ihrer durch die Archäologie nachgewiesenen sekundären Verwendung als Brunnenauskleidung.

Das dendrochronologisch bestimmte Fällungsdatum des geborgenen Daubenholzes diene des Öfteren als *terminus post quem* der Errichtung des Brunnens. Für die Aufgabe dagegen ist gelegentlich die Keramik aus der Verfüllung herangezogen worden. In einem Fall ist diese Zeitangabe sogar mit einer Münze aus der Erdschicht über den Brunnenbefunden korreliert worden.

Bevor die Autorin sich im letzten Kapitel den Darstellungen der Fässer in der Flächenkunst widmet, betrachtet sie antike Gegenstände in Fassform (S. 61-62). Diese Alltagsgefäße aus Ton oder Glas dienten unterschiedlichen praktischen Zwecken im Haushalt. Nur am Rande sei angemerkt, dass die korrekte Bezeichnung des Fundplatzes, an dem u. a. gläserne Fasskrüge produziert worden sind, nicht Hütte 132, sondern Hambach 132 lautet.

Zu guter Letzt ordnet die Autorin die Darstellungen von Fässern in der Flächenkunst ein. Sie orientiert sich nicht am verwendeten Material oder an der Technik, sondern sortiert die Werke dem Darstellungskontext folgend (S. 65-81), was eine der wesentlichen Leistungen des hier besprochenen Werkes ist. So werden Reliefs auf Steinaltären bzw. Grabsteinen mit Bildern auf Gemmen und auf einer Silberschale oder auf dem Spiegel einer Öllampe zusammen betrachtet. Tamerl unterscheidet die Verwendung der Fässer als „Attribut des Sucellus“ oder als „Emblem für das Fassbindergerber“ und für den „Weinbau“ sowie für „Transport zu Wasser und zu Lande“ – darunter auch „Verladeszenen“. Des Weiteren dienten Fässer für die Berufsdarstellung der „Weinhändler“ und der Schankwirte beim „Verkauf“. Fässer sind auch bei den „Umfüllaktionen“, bei der „Versorgung“ der Armee, ferner auch als „Zirkusrequisit“ abgebildet worden, und sie dienten in Stein gemeißelt auch als „Grabmal“ (sog. Cupa-Gräber).

Am Ende der Publikation angelangt, muss der Leser die mit nur zwölf Exemplaren äußerst geringe Anzahl der

Abbildungen feststellen. Hiervon entfallen jeweils zwei auf Zeichnungen bzw. auf Karten und lediglich acht auf Fotografien von Fundstücken, vor allem von Steinreliefs. Merkwürdig wirken die Beschreibungen von nicht abgebildeten Bildwerken wie „werfen wir nun einen Blick“ (S. 75) oder „nach eingehender Betrachtung“ (S. 78) usw. Besonders störend sind die fehlenden Abbildungen bei der Vorlage von zum Teil unpublizierten Grabungsbefunden und -funden. Somit muss auch eine gewünschte Überprüfung der Befunddatierung mittels Keramik entfallen. Das Phänomen der abwesenden Abbildungen erstreckt sich ebenso auf die Inschriften/Markierungen auf Fässern, obwohl sich beispielsweise bei der Amphorenforschung die Veröffentlichung von Schriftzeugnissen längst eingebürgert hat. Aus welchen Gründen die Autorin auf die Visualisierung verzichtet, bleibt unklar, da sie sich im Vorwort für entsprechendes, ihr zugesandtes Bildmaterial bedankt.

Eine weitere Eigenart des Buches deutet sich bereits bei dem Inhaltsverzeichnis an: Bei den Kapitelüberschriften wurde komplett auf die Nummerierung verzichtet, ebenso bei den acht Tabellen mit den Daubenmaßen der raetischen Fassfunde (S. 46-57), wie auch bei der fortlaufenden Nummerierung der Fundorte innerhalb der Tabellen im Anhang. Wenn der Leser beispielsweise wissen möchte, wie viele Fundorte von Fässern existieren (Tab. 1), so muss er selber nachzählen (über 300 Stück!). Dadurch, dass die Tabellen sich auf mehrere Seiten erstrecken, wäre es nützlich gewesen, auf jeder Seite zumindest die Nummer der Tabellen oder ihren Kurztitel anzumerken.

Einige der Irrtümer im Buch sollen noch korrigiert werden: Die Autorin postuliert, dass die gesamte Energieversorgung auf Holz basierte (S. 11) und berücksichtigt dabei etwa nicht die römische Nutzung von

Steinkohle. Sie lokalisiert ferner einzelne Fundstätten mit Fassdarstellungen falsch (S. 40): Arlon liegt nicht in Luxemburg sondern in Belgien; in der Tabelle 4 ist dies allerdings richtig angegeben. Ebenda im Text schreibt sie, dass Clausen in Luxemburg liege, in der gleichen Tabelle dagegen wird Belgien als Land angegeben. Hier ist das Gemeinte unklar, denn Clausen könnte ein Stadtteil von Luxemburg sein oder aber eine Stadt in Deutschland.

Ingrid Tamerl hat viel Mut bewiesen, mit ihrem Erstlingswerk vor ein breites Publikum zu treten. Das Thema ist so komplex und weitumspannend, dass es auch im Rahmen einer Dissertation hätte behandelt werden können. Obwohl die Autorin sich gelegentlich an vorhandenen Publikationen orientierte, gelang es ihr, neue Aussagen zu präsentieren. Darüber hinaus nahm sie Korrekturen und Ergänzungen bei den bereits existierenden Fundlisten vor. Ihr Verdienst ist es, im deutschsprachigen Raum nach 1959 eine erweiterte und aktuelle Darstellung der Holzfässer zu präsentieren. Mit der vorliegenden Publikation wurde das Forschungsthema nicht abgeschlossen, vielmehr ist damit die Tür für weiterführende Untersuchungen weit aufgestoßen worden.

Tünde Kaszab-Olschewski, Bonn

Literatur

Heimberg 2011

U. Heimberg, *Villa rustica. Leben und Arbeiten auf römischen Landgütern* (Darmstadt 2011).

Kaszab-Olschewski 2012

T. Kaszab-Olschewski, *Zur Frage der Wasserversorgung von Bädern ländlicher Hofstellen*. In: R. Kreiner/W. Letzner (Hrsg.), *SPA. Sanitas per aquam. BABESCH, Suppl. 21* (Leiden 2012) 153-158.

Marion Brüggler, **Villa rustica, Glashütte und Gräberfeld**. Die kaiserzeitliche und spätantike Siedlungsstelle HA 132 im Hambacher Forst. Mit Beiträgen von Hubert Berke, Karl-Heinz Knörzer, Jutta Meurers-Balke, Ursula Tegtmeier und Ralf Urz. *Rheinische Ausgrabungen 63* (Verlag Philipp von Zabern, Mainz 2009). XIV, 518 S., 55 Abb., 134 Taf., 1 Beilage. ISBN 978-3-8053-4207-0. Gebunden, € 89,90.

Archäologie im Braunkohletagebauegebiet – diese Vorstellung ruft in gleichem Maße Faszination und Entsetzen hervor. Auch Prof. Dr. Jürgen Kunow spricht im Vorwort des hier besprochenen Werkes von einem „ianusköpfigen Charakter“: „ungeheuren wissenschaftlichen Möglichkeiten stehen immense Verluste entgegen“ (S. XI). Dies gilt auch für den Hambacher Forst in

den Gemeinden Niederzier, Kreis Düren und Elsdorf, Rhein-Erft-Kreis. Seit 1978 ließen sich auf einer Fläche von 40 km² 33 römische Villen nachweisen, von denen 18 komplett oder fast vollständig ausgegraben wurden. Diese umfassende Aufnahme einer antiken Siedlungslandschaft ist wohl einmalig. Jedoch: Viele Flächen konnten nicht vollständig untersucht werden, und die Chance, ein Bodendenkmal für die Nachwelt zu erhalten, ist gleich null. Umso verdienstvoller ist das Bemühen, die Funde und Befunde wenigstens fachgerecht zu dokumentieren und sie durch Veröffentlichungen bekannt zu machen. So sind bislang rund 70 Einzelpublikationen erschienen, in die sich die gedruckte Dissertation von Marion Brüggler einreihet. Diese Arbeit wurde nicht zuletzt durch ein Stipendium der Stiftung zur Förderung der Archäologie im Rheinischen Braun-